

**Zeitschrift:** Beiträge zur nordischen Philologie  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Skandinavische Studien  
**Band:** 8 (1979)

**Artikel:** Strindbergs deutsche Freunde  
**Autor:** Ahlström, Stellan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-858403>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

STELLAN AHLSTRÖM

## Strindbergs deutsche Freunde

Schon früh wurde August Strindbergs Interesse für deutsche Kultur und Literatur geweckt. Es waren vor allem Goethe, Schiller und Lessing. Bezeichnenderweise hatte er in seiner letzten Wohnung Blå Tornet in Stockholm, wo er von 1908 bis zu seinem Tode im Mai 1912 wohnte, Miniaturstatuetten von Goethe und Schiller aufgestellt – sie stehen noch heute im Strindbergmuseum.

Ebenso findet man dort Ludwig van Beethovens Totenmaske. Die Bedeutung Beethovens für Strindberg als Dichter und Persönlichkeit kann kaum überschätzt werden. – Da Strindbergs Verhältnis zu Beethoven wie auch zu J.S. Bach, Robert Schumann, Haydn und Felix Mendelssohn außerhalb des Rahmens meiner Vorlesung fällt, möchte ich dies nur nebenbei erwähnen.

Es kann auch Interesse haben, daß Strindberg während seiner Jugendjahre Schillers meisterhaften Essay «Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet» übersetzt hat. Er war als Statist in Rossinis Oper «Wilhelm Tell» tätig und träumte davon, als Karl Moor in «Die Räuber» zu debütieren. Der junge Dichter identifizierte sich mit Schillers Feind der Gesellschaft und dessen Verachtung für das «schlappe Kastraten-Jahrhundert».

Ich werde im folgenden nicht Strindbergs Relationen zu Friedrich Nietzsche, Frank Wedekind, Emil Schering und anderen behandeln, da ich weiß, daß einige meiner Kollegen ausführlich auf diese Verbindungen eingehen werden.

Mitte der 1880er Jahre begann die nordische Literatur auch im Ausland mehr bekannt zu werden, vor allem in der deutschsprachigen Welt und in Frankreich. Wegebereitend waren die Norweger: Henrik Ibsen mit seinen Dramen und Björnstjerne Björnson mit seinen Bauernerzählungen.

Es war in Österreich, wo Strindberg zuerst bekannt wurde, nicht zuletzt, weil er in Mathilde Prager eine hingebungsvolle Übersetzerin

fand (Pseudonym Erich Holm). 1886–1887 erschienen mehrere Übersetzer, und Strindberg wurde ein fleißiger Mitarbeiter in der angesehenen Neuen Freien Presse, schrieb aber auch in der Wiener Allgemeinen Zeitung, im Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, in Gegenwart, der Gesellschaft und natürlich in *Der Frauenfeind*, der in seiner ersten Nummer 1886 eine Novelle aus *Heiraten*, «Liebe und Brot», veröffentlichte.

Mathilde Prager berichtet 1915 im Berliner Tageblatt: «Ich hatte 1885 eine Besprechung über das ‹Rote Zimmer› und ein Übersetzungsfragment der ‹Gewissensqual› in der Wiener Neuen Freien Presse und damit die erste Kunde des später so berühmten Schweden nach Deutschland und Österreich gebracht».

Über ihr persönliches Zusammentreffen berichtet sie: «Ein sorgfältig gekleideter schlanker Mann mit ausdrucksvollem Kopf, der jünger aussah, als er damals war, stand vor mir. ... Dieser zugleich germanische und fremdländische Typus war mir in seiner eigenartigen Mischung unbekannt. Etwas wie konzentrierte Kraft lag zudem in der Erscheinung, die auch durch die herausgearbeitete Stirn etwas minder Verwishtes hatte, als bei den meisten Menschen. Zugleich ein Anflug von etwas Unerklärlichem, Verhaltenem, Bizarrem. Im Gespräch ein gewisses Zaudern, unwillkürlich das Gefühl erweckend, einem fortwährend arbeitenden Hirn gegenüber zu sein.

Zwischen den Sätzen, wie eine leise Pause der Erwägung, blitzschnellen Durchdenkens, als gelte es, nichts Unvorsichtiges, das schaden könnte, auszusprechen. Selten das Unbefangene leichten, vom Augenblick eingegebenen Plauderns. Dennoch lebhaft, intensiv, anregend. Manchmal das scheinbar unmotiviert Huschen eines Schattens über das Gesicht, eine Art finsternen Napoleon-Ausdrucks. Er sagt, daß ihn nicht selten auf Bahnfahrten durch weite eintönige Ebenen Selbstmordgedanken befallen». Über «Peer Gynt» äußerte er, sich des Wortes eines skandinavischen Kritikers bedienend: ‹Mehr dunkel als tief›. – Strindberg meinte selbstverständlich Georg Brandes.

Las der dreißigjährige Wiener Arzt Sigmund Freud einen Teil moderner Psychopathologie, färbte er Vivisektionen und las er die Erzählung *Schleichwege*, die im August–September 1887 in der Neuen Freien Presse veröffentlicht war? Wie Gunnar Brandell halte ich dies für sehr glaubhaft. Ich verweise auf sein Buch *Freud und seine Zeit* (dt. 1976). In einer späteren Arbeit über Traumdeutung hat Freud mit

Einführung einen Abschnitt aus *Die Gothischen Zimmer* angeführt und analysiert. Es ist sicherlich zum Teil ein Verdienst von Freud, daß Alfred Adler, Ernst Kretschmer und Karl Jaspers während des neuen Jahrhunderts auf Strindberg aufmerksam wurden.

Und jetzt eine ganz andere Sache. Der achtzigjährige ehemalige Gärtner Julius Haug in Lindau hatte, wie sich herausstellte, als ich ihn im Sommer 1955 aufsuchte, noch eine klare Erinnerung an seine Kindheit und die erste Jugendzeit. Haug entsann sich besonders gut der Familie Strindberg. Bei einem Glase des rubinroten Tiroler Weines Kalterer See, kam unsere Unterhaltung rasch in Fluß und ich schrieb auf. – Leider kann ich davon nur einige Zeilen mitteilen: «In seiner freien Zeit beschäftigte sich Strindberg mit Vorliebe im Garten. Oft arbeiteten wir nebeneinander und unser gemeinsames Interesse brachte uns einander nahe. Strindberg wußte viel. Wenn ich es gut machte, lobte er mich und spornte mich an und zum Teil ist es sicherlich Herrn Strindbergs Verdienst, daß ich später den Beruf des Gärtners wählte.

Mit meinem Vater sprach Strindberg gern über die Bewirtschaftung unseres Hofes, und manchmal gab er gute Ratschläge. Wir hatten Kühe, Schweine und Geflügel, für die er sich lebhaft interessierte. Einmal erklärte mein Vater scherzhaft: «In Herrn Strindberg besitze ich nicht nur einen Mieter, sondern auch einen tüchtigen Knecht.»»

«Germanien ist groß und ohne Literatur. Dort können wir sowohl Freude wie Ehre gewinnen, um mit dabei zu sein, – neben einer dritten Sache, die noch unmöglicher ist hier zu Hause zu erreichen, nämlich einen Lebensunterhalt», schrieb Ola Hansson im Herbst 1889 an Strindberg. Hansson versprach sein Äußerstes zu tun, um Strindberg in Deutschland bekannt zu machen. Und er hielt sein Versprechen. Er vermittelte Kontakte mit Zeitungsredaktionen, Verlagen, Übersetzern und Theatern. *Fräulein Julie*, *Vater*, *Gläubiger* und *Herbstzeichen* bedeuteten einen Durchbruch für Strindberg vor internationalem Publikum. Ola Hansson, der selbst eine gute Position in Deutschland erreicht hatte, bombardierte angesehene Zeitungen und Zeitschriften wie die Frankfurter Zeitung, Unsere Zeit, Deutschland, Magazin für die Literatur, Vossische Zeitung, Freie Bühne, Nord und Süd und die Deutsche Zeitung mit enthusiastischen Artikeln über Strindberg.

Es ist tragisch, was dann zwischen den beiden Freunden geschah. Am 13. September 1892 schrieb Strindberg einen Brief, einen Hilferuf

an Ola Hansson wegen der «drei abscheulichen Jahre», die er in Schweden gewesen war. Und in seiner Verzweiflung schrieb er: «Die ganze Kunst ist gerade, von hier fortzukommen. Kannst Du eine Möglichkeit sehen, um mich von hier wegzureißen, um mein psychisches Leben zu retten ... Man lacht hier wegen meiner Misère und ich würde sie endgültig beenden, wenn ich nicht die Kinder hätte!».

Ola Hansson nahm Strindberg beim Wort. Er beging den Irrtum, diesen Privatbrief in der ersten Nummer von Maximilian Hardens «Zukunft» zu veröffentlichen. Geld begann einzuströmen, Strindberg konnte nach Berlin reisen, aber er fühlte sich gedemütigt, sich durch sein Elend vor einem großen Publikum bloßgestellt zu sehen.

Auf einem Fest im Januar 1893 zu Ehren Strindbergs, Holger Drachmans u.a. äußerte Hermann Sudermann die geflügelten Worte: «Das Licht kommt jetzt aus dem Norden». Einer der Jungen, der diese zeittypische Leidenschaft für die Skandinavier besaß, war Max Dauthendey. Er lernte Ola Hansson und seine Frau in Friedrichshagen kennen und besuchte einen Leseabend der «Freien Literarischen Gesellschaft» in Berlin, an dem Strindberg mitwirkte. Im Gedankengut *Aus meinen Wanderjahren* sagt Dauthendey: «Ich hatte nie vorher einer ähnlichen Wirkung der Macht einer Persönlichkeit beige-wohnt».

Zwischen dem berühmten Arzt Carl Ludwig Schleich – bekannt als Entdecker der örtlichen Betäubung – und Strindberg entstand sofort eine starke Sympathie.

Über Schleich ist gesagt worden, daß er dann wirklich glücklich war, wenn er jemand bewundern konnte. Und Strindberg bewunderte er. Jedoch nicht kritiklos.

Schleich war eine großzügige, warmherzige Natur und er hatte vielseitige literarische, künstlerische und musikalische Interessen. Strindberg fesselte sein originelles, geniales Wesen.

In der Weinstube «Zum Schwarzen Ferkel» – berühmt wegen seiner 900 verschiedenen alkoholischen Getränke – und an anderen Orten der Hauptstadt an der Spree debattierten die beiden Freunde über alles zwischen Himmel und Erde. Eine lebenslange Freundschaft begann hier, und Schleichs Erinnerungen an Strindberg in *Besonnte Vergangenheit* gehören zu dem Wertvollsten, was über ihn geschrieben worden ist. Carl Ludwig Schleich berichtet:

«Es war Anfang der neunziger Jahre, als eines Tages mein Kollege

Dr. Max Asch mit einem mir Unbekannten in mein Arbeitszimmer trat. ‹Hier bringe ich Ihnen Strindberg›. Mich durchfuhr es recht eigentümlich, dem längst verehrten Manne so plötzlich ins Auge sehen und ihm herzlich die Hand schütteln zu können. Unwillkürlich dachte ich: Beethoven!»

Schleich erzählt auch von einem Abend mit zwei Freunden: «Diese Nacht endigte mit dem unaufhörlichen Absingen zu Dritt: Holger Drachman, Strindberg und mir, von ‹Fescas Reiterlied›»:

«Die bange Nacht ist nun herum,  
wir reiten still, wir reiten stumm,  
wir reiten ins Verderben!  
Wie weht so kühl der Morgenwind –  
«Frau Wirtin! Noch ein Glas geschwind,  
vorm Sterben, vorm Sterben!»

Man kann es richtig vor sich sehen, wie die drei Freunde in den frühen Morgenstunden das wunderbare Gedicht von Schiller gröhlen.

Es kam oft vor, daß Strindbergs Aussehen die Gedanken auf Beethoven lenkte. Aber Max Halbe fand, als er den Schweden traf, daß er an Rembrandt erinnere: «etwa in seiner mittleren Periode».

Strindberg benutzte gern Goethes berühmte Worte: «Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion. Wer jene beiden nicht besitzt, der habe Religion.»

Im Frühjahr 1893 verlobte sich Strindberg in Berlin mit der Österreicherin Frida Uhl, die er einige Monate später heiratete. Der österreichische Verfasser Hermann Bahr berichtet: «Einmal mitten in der Nacht, nicht mehr ganz nüchtern, auf dem Heimweg von einem fröhlichen Gelage, traf ich unvermutet Strindberg. Im Dunklen gerieten wir in ein irrendes und schwebendes, sozusagen somnambules Gespräch und es frappierte mich, mit welchem Eifer er plötzlich – nicht ohne eine gewisse Verlegenheit – von meiner wunderschönen Landsmännin Frida Uhl zu schwärmen begann. In halb benommenem Zustand sandte ich in der gleichen Nacht ein Telegramm nach Wien und berichtete dies meiner Zeitung, daß Strindberg sich mit Frida Uhl, Tochter des Hofrats Uhl, verlobt habe. Die Neuigkeit erreichte Berlin schon am nächsten Tag und stand in allen Zeitungen. Warum hat Strindberg sie nicht dementiert? Aus Ritterlichkeit, um den Ruf von Frida Uhl nicht zu schädigen? Vielleicht! Aber sicherlich nicht nur deshalb, sondern vor allem wegen eines fast mystischen Glaubens an das Schicksal. Er



glaubte seine Bestimmung durch diese Zeitungsnotiz erfahren zu haben!»

Es war Strindberg, der die Weinstube von Herrn Türke in der Berliner Neuen Wilhelmstraße «Zum schwarzen Ferkel» nannte und zwar wegen eines Weinschlauches aus Beßarabien, der dort hing. Strindberg wurde sofort eine Zentralgestalt in der dort verkehrenden, vor allem deutsch-skandinavischen Bohème. Die schöne Norwegerin Dagny Juel – Aspasia genannt – liebte viele und ließ sich von vielen lieben. Strindbergs Lieblingsschüler war der Pole Stanislaus Przybyszewsky, der sich später mit Aspasia verheiratete. Im übrigen sah man dort den jungen, genialen Naturforscher und Kulturkritiker Bengt Lidforss, den dänischen Lyriker Holger Drachman, die norwegischen Künstler Edvard Munch, Christian Krogh und Severin Segelke, die alle den Meister in Öl und in Pastell abgebildet haben. Als ein Kuriosum kann erwähnt werden, daß Henrik Ibsen das Gemälde von Krogh über seinem Schreibtisch hängen hatte. Wenn er deswegen befragt wurde, antwortete er ungefähr folgendermaßen: «Ich kann keine Zeile schreiben, ohne daß Strindberg mich mit seinen irren Augen anblickt.»

Andere nordische Gäste waren die Verfasser Gunnar Heiberg und Gabriel Finne. Später soll auch Knut Hamsun aufgetaucht sein.

Der Bildhauer Max Lévy hat während dieser Berliner Zeit den außerordentlichen Porträtkopf geschaffen, der sich jetzt im Dramatischen Theater in Stockholm befindet.

Ende Juni 1910 bekam Strindberg überraschend Besuch von seinem Berliner Freund Carl Ludwig Schleich. Dieser schreibt in seinen Erinnerungen:

«Zum großen Erstaunen seiner wenigen Vertrauten ging er mit mir sogar durch Stockholms Straßen und zeigte mir die Stätten seiner einstigen Wirksamkeit. Es war erstaunlich wie allseitig Strindberg bekannt und ehrerbietigst mit tiefem Gruß fast von allen, die ihm begegneten, respektiert wurde. Wie ein Bürgerkönig ging er daher. Die Leute traten mehrfach vom Trottoir, blieben hutziehend und sich verbeugend stehen, und viele flüsterten sich hinter ihm zu: «Das ist Strindberg!»

Neben Strindberg war der Dichter Richard Dehmel, genannt «Der wilde Mann», einer der Stammgäste im Schwarzen Ferkel-Kreis. Edvard Munch hat in einem Gedicht beim Tode Strindbergs 1912, das kürzlich wiedergefunden wurde, geschildert, wie Richard Dehmel, im Schwarzen Ferkel auf einem Tisch stehend, Strindberg dadurch hul-

digte, dass er «Ein Ewiger» deklamierte; dieses Gedicht soll den Abschluß meiner Vorlesung bilden:

«Ich lag in einem dunklen Taxushain  
und hatte Furcht.  
Im Schatten vor mir saß ein Mann,  
der war wie eine große nebelvolle Höhle,  
in der ein riesenhafter Dachs der Urzeit  
neue Welten träumte.  
Nur ab und zu  
schob er seine schweren Wühlerhände  
durch das Gitter,  
und mit grauen,  
grausam traurigen Augen  
griff er sich ein Menschenhirn zum Fraß.  
Und über ihm, im Hintergrund der Höhle,  
mit unendlich weichem,  
kleinem, stolzem Munde,  
lag eine schöne geistesfeine Frau gebeugt,  
die weinte über den traurigen Dachs.  
Da hob der Mann  
die starre Gottesstirne zu mir her,  
darüber ihm die Haare seidenfein und blond  
in langen wirren Wellen lagen,  
als ob er eben aufgehört zu fliegen;  
und seine scheuen Frauenlippen zuckten.  
Ich aber sah hinauf,  
wo durch den dunklen Taxuswald  
der kalte blaue Himmel strahlte,  
klar, weit, hoch  
und sah die Sonne um das Höhlengitter blitzen,  
und eine Freude wie im Winter  
zerbrannte meine Furcht zu Funken,  
die sprühten einen Namen in das Dunkel,  
sternenhell:  
STRINDBERG».



